

Tod und Gott: das passt nicht zusammen

Predigt in der Ludgerikirche im Rahmen des Kanzeltauschs zwischen evangelischer und katholischer Universitätsgemeinde, 1. Juli 2018

13. Sonntag im Jahreskreis: Mk 5, 21-43; 2 Kor 8, 7.9. 13-15; Weish 1,13-15; 2,23-24

Von Prof. Dr. Traugott Roser

Tod und Gott: das passt nicht zusammen, liebe Gemeinde.

Die Gnade des lebendigen Gottes sei mit Euch allen!

Zwei biblische Texte, die einander an Dramatik in nichts nachstehen. Die alttestamentliche Lesung aus dem Buch der Weisheit und das doppelte Heilungswunder im Markusevangelium.:In ihrer Botschaft treffen sie sich: *Gott hat den Tod nicht gemacht und hat keinen Gefallen am Untergang der Lebenden*. Die Geschichte von der Heilung der Tochter des Synagogenvorstehers wirkt wie die Operationalisierung dieses weisheitlichen Wortes. Das Kind wird dem Tod nicht überlassen. In meiner Kinderbibelwelt hieß die Erzählung „des Jairi Töchterlein“. Eine schöne Geschichte, die mir erzählt wurde als fromme Gute-Nacht-Geschichte mit erwartbarem Happy End, als wäre es ein Pixi-Kinderalbum aus dem Carlsen-Verlag, zum Blättern: „Kind krank, Vater fromm, Jesus sieht Vater, Jesus heilt Kind.“ Wer kann da nicht beruhigt schlafen.

Daran musste ich denken, als ich den Vorschlag der Leseordnung des Bibelwerkes gesehen habe, das Evangelium in einer Kurzversion zu lesen. Da wird die lange Passage der Heilung der blutflüssigen Frau einfach herausgekürzt. Als hätte sich der Evangelist nichts gedacht, - oder als wäre es einer Gemeinde nicht zumutbar, die Verschränkung zweier unfassbar dramatischer Geschichten auszuhalten und verstehen zu wollen. Das ist sicher auf Praktikabilität angelegt. Wer kann schon bei der Evangelienlesung so lange stehen? Und die Kürzung passt für eine Welt, in der verarbeitbare Informationen im Twitterformat auf 130 Zeichen begrenzt sein müssen.

In verdauliche Häppchen zerlegt, irgendwie zum beruhigten Einschlafen. Aber damit ist die Dramatik, ja: Drastik dieser Erzählungen herausgestrichen. Und das Wort aus dem Weisheitsbuch wirkt gleichsam narkotisierend: *Gott hat kein Gefallen am Untergang der Lebenden*. Das wissen wir doch.

Lassen wir also die beiden markinischen Heilungswunder in ihrer Verschachtelung auf uns wirken. Dazu schlage ich Ihnen einen Szenenwechsel vor. Denken Sie sich die Notfallaufnahme eines Krankenhauses, etwa des UKM hier in Münster. Voll besetzt – und schlechte Luft. Es ist Sonntag. Jesus ist da. Er ist Arzt hier, ganz im Sinne der alten Christus-medicus-Tradition. Außer ihm ist nur wenig ärztliches Personal da, abgesehen von den Ärztinnen und Ärzten im Praxisjahr, von denen ein paar ihre Namensschilder tragen: Petrus, Jakobus und Johannes.

Ein Notfall – ein Vater, der hereinstürmt und nach ärztlicher Hilfe ruft: Seine Tochter liegt im Sterben. 12 Jahre ist sie alt, so erfahren wir, also kurz vor der Pubertät, vor der ersten Menstruation, dem Schritt ins Erwachsenenleben. Der Vater, bekannt als Synagogenvorsteher Jairus, kommt gleich zum Punkt. Es ist eine Krankheit zum Tod, das reicht aus. Jesus muss also nicht mehr fragen, eine Diagnostik findet nicht statt. Er geht mit, um umgehend zu helfen. Doch die Notaufnahme am Sonntag kennt nur dramatische Fälle. Der Arzt kommt, beim besten Willen, nicht durch – zuviel Leid, zuviel Dramatik, er wird aufgehalten.

Bis dahin erzählt der Evangelist die Geschichte gleichsam aus der Perspektive eines äußeren Beobachters; jetzt unterbricht er die dynamische Handlung. In der Notaufnahme befindet sich auch eine Frau, die eigentlich nicht als Notfall gelten kann, sondern eine chronisch Kranke ist. Sie leidet so lange an ihrem Frauenleiden, wie das Töchterlein an Lebensjahren zählt: 12 Jahre. Ein ganzes Leben, wahrscheinlich seit ihrer ersten Menstruation. Und der Erzähler wechselt mit ihr in eine Innenperspektive, er blickt ihr ins Herz, er erzählt von ihren Emotionen und von ihrer Diagnostik. Ihr Leiden sind übermäßige Monatsblutungen – ein Leiden, das bis heute nur schwer zu behandeln und immer noch ausgesprochen belastend ist. Medizinische Studien aus dem Jahr 2016 und 2017 lesen sich kaum anders als die kurze Zusammenfassung der Behandlungsgeschichte im Markusevangelium. Zwölf Jahre haben Ärzte (Männer allesamt) nicht helfen können, auch wenn sie sich gut bezahlen ließen: der Zustand hat sich nur verschlimmert. Kurzum: sie hatte sehr zu leiden. Das körperliche Leiden ist aber nicht alles: die Krankheit, der Blutfluss, macht sie nach dem 3. Buch Mose unrein. (*Wenn aber eine Frau den Blutfluss eine lange Zeit hat, zu ungewöhnlicher Zeit oder über die gewöhnliche Zeit hinaus, so wird sie unrein*).

Die Auslegungstradition nimmt das zum Anlass, um auf den Wagemut der Frau zu schließen, die es wagt, trotz ihrer kultischen Unreinheit Jesus zu berühren. Als wäre es ein Problem, dass der Mann Jesus hier mit einem Frauenthema belästigt würde. Aber so, wie Markus das erzählt, geht es um die Totalität ihres Leidens. Das körperliche Leiden ist über ein religiöses zu einem psychosozialen Leiden geworden. Die Frau ist ausgeschlossen, als Frau beschämt und mit einem Tabu belegt. Es ist ein sozialer Tod, den sie längst gestorben ist, in den zwölf Jahren. Nicht weniger Tod als der des Mädchens. Ist es Verzweiflung oder ist es Glaube, dass sie hier in der Notaufnahme landen, die Frau und der Vater? Oder beides? Bei einem Notfall macht das wohl keinen Unterschied mehr, das kennen wir alle von unseren eigenen unreflektierten Stoßgebeten.

Die Frau berührt Jesus am Gewand und spürt sofort an ihrem Leibe die Veränderung. Erneut bleibt Markus bei ihrer Innenperspektive, blickt in ihr Empfinden, ihr Spüren, ihr Leibbewusstsein. Dann wechselt Markus in das Empfinden Jesu, als könne er Jesus in die Seele schauen: Jesus fühlt, sagt Markus, dass eine Kraft von ihm ausströmt. Damit hören die überwältigenden Gefühle noch nicht auf. Als Jesus fragt, wer ihn berührt hat, zittert die Frau vor Furcht. Und gesteht ihm die ganze Wahrheit. Sie offenbart ihm ihr ganzes Leiden, eine Lebensbeichte. Und Jesus: Meine Tochter, sagt er. Wissend, dass ein anderer Vater im Raum ist, der auch um eine 12jährige Tochter

bangt. Du sollst nicht mehr leiden. Gott hat mit dem Tod nichts zu schaffen. Weder mit dem physischen oder mit dem psychischen, noch mit dem sozialen. Und schon gar nichts mit dem religiösen. Geh in Frieden: Das heißt wohl Shalom. Das heißt Leben. Leben ohne Tod.

Die Heilung der Tochter des Jairus ist da eigentlich nur konsequent. Emotional ist sie nicht weniger aufregend, wenn auch weniger mit Schamgefühlen und Tabus belegt. Das existenzielle Leiden ist in den Worten, die Markus findet, mit Händen zu greifen. Der Vater, Notarzt Jesus im Schlepptau, muss hören, dass sie tot ist. Sarkastisches Lachen schallt ihm entgegen. Was soll der Wunderheiler jetzt noch, es ist alles zu spät. Aber das Lachen ist bitter: die Lutherübersetzung sagt: sie weinten und heulten. Die Einheitsübersetzung: sie weinten heftig und klagten. Man hört es geradezu. Jesus sorgt für Ruhe, scharft seine Praktikanten-Jünger um sich, aber auch den Vater und die Mutter – sie taucht zum ersten und einzigen Mal hier auf – und nimmt sie und die engsten Zugehörigen mit ins Zimmer. Also alle, die mit dem Mädchen leben, alle, die ihr verbunden sind. Und ruft das Mädchen zurück in ein Leben, in ein Erwachsenenleben.

„Gott hat den Menschen zur Unvergänglichkeit geschaffen und ihn zum Abbild seines eignen Wesens gemacht“, sagt das Buch der Weisheit. Quod erat demonstrandum.

Dramatische Geschichten. Wundergeschichten. Nicht aus dem Pixi-Album, sondern für uns, für unseren Umgang mit dem Tod geschrieben. Für uns, die wir alle immer wieder – werktags wie Sonntags – in der Notaufnahme sitzen, weil wir mit dem Tod konfrontiert sind. Mit dem Tod durch Krankheit. Mit eigener Sterblichkeit oder dem Tod nahestehender Menschen, mit Trauer. Aber auch mit dem Tod, der viele Facetten und Gesichter in unserer Welt hat. Dem psychischen Leiden und Absterben, dem sozialen Tod, den vielen Beschämungen. Dem Ausbluten unserer Hoffnungen auf ein friedliches, wertorientiertes Zusammenleben in Europa. Und dem zynischen Sarkasmus, das sich mit der Vergeblichkeit von Hoffen und Engagement abfindet. Sarkasmus ist die Schwester des Todes. Aber Gott hat nichts mit dem Tod zu tun. Das Buch der Weisheit sagt: Gott hat den Menschen zur Unvergänglichkeit geschaffen und ihn zum Abbild seines eignen Wesens gemacht.

Damit, liebe Schwestern und Brüder, könnte ich es nun bewenden lassen. Und sie könnten sich zurücklehnen und sagen: alles schon mal gehört. Den Bezug zur Medizin. Und das Gender-Thema mit der blutflüssigen Frau. Und auch die Geschichten vom mitfühlenden Jesus. Und schließlich auch vom metaphorischen Verständnis des Todes. Nicht neu ist das alles.

Die Leseordnung der katholischen Kirche sieht aber noch eine dritte Lesung vor. Eine Wegbahnung zum Verständnis der beiden anderen Texte für uns heute. Paulus schreibt an die Christen in Korinth damals und wohl auch an uns Christinnen und Christen in Münster heute: *Wie ihr aber in allen Stücken reich seid, im Glauben und im Wort und in der Erkenntnis und in allem Eifer und in der Liebe, die wir in euch erweckt haben, so gebt auch reichlich bei dieser Wohltat.*

Wir sind ja reich in vielerlei Weise. Papst Benedikt XVI hat in seiner ersten Enzyklika „Deus Caritas est“ gesagt, er wolle „von der Liebe sprechen, mit der Gott uns beschenkt und die von uns weitergegeben werden soll“. Wir leben in dem Segen, den Jesus der leidenden Frau zusagt. Wir können aufstehen und umhergehen wie das zwölfjährige Töchterlein. Paulus mahnt uns, anderen von unserem Reichtum abzugeben, anderen, deren Leben vom Tod geprägt ist: Jetzt helfe euer Überfluss ihrem Mangel ab. Tut es Jesus gleich, in seiner Gnade, der sich mit dem Tod nicht abfindet.

Was ist unser Reichtum, liebe Gemeinde? Was ist unser Reichtum in unseren Kirchen? Papst Benedikt macht in seiner Enzyklika auf die drei Gnadengaben aufmerksam: Kerygma-Martyria, die Verkündigung des Evangeliums, Diakonia – der Dienst der Liebe, und Leiturgia: die Sakramente. Es wäre zu einfach, nur zum diakonischen Einsatz gegen Krankheit und Tod aufzurufen, zu Spenden von Geld und Zeit. Der Reichtum der Kirche ist auch die Gnadengabe des Heils in den Sakramenten, die in der Lage ist, aus der Herrschaft des Todes zu befreien. Sie zu verschenken, freimütig, allen, die sie begehren wie eine unreine Frau. Unsere Sakramente, Taufe und Mahl, die Sakramente der Beichte und Krankensalbung und Ehe etc. – es sind Gaben des Lebens, die es braucht in einer Welt unzähliger Tode und des unbändigen Sarkasmus. Feiern des Lebens. Wir sind beschenkt damit, reich beschenkt. So reich, dass wir abgeben sollen. Dorthin abgegeben sollen, wo das Leid existenziell ist. Wo Scham und Tabuisierung tiefes Leiden verursachen. Körperliches Leid, psychischen und sozialen Tod und spirituelle Krisen.

Taufe als Zeichen des Lebens, auch dann, wenn ein Kind still zur Welt kommt und keinen Atemzug mehr macht. Das wäre ein Geschenk des Lebens für Väter und Mütter und alle Zugehörigen. Weil Gott den totgeborenen Kindern Gerechtigkeit widerfahren lässt und ihnen Leben in seinem Reich verheißt. Taufe für die Flüchtlinge, die ihre Heimat als Ort der Unfreiheit verlassen haben und das Christentum als Religion der Freiheit erleben.

Ehesegen für diejenigen, deren Liebe einmal zerbrochen ist oder deren Liebe tabuisiert wurde.

Krankensalbung gerade denen, die nicht wieder gesund werden können.

Wir sind so reich, liebe Gemeinde. Wir als Kirche sind so reich. Tun wir es Jesus gleich, der seine Jünger wie Ärzte im Praxisjahr lehrt, wie es geht. Sich berühren lassen und von der eigenen Kraft freimütig abgeben. Den Sarkasmus abschütteln und auf das Klagen, Heilen und Weinen hören. Und dann sagen: Talita kum: Steh auf und geh.

Tod und Gott, das passt nicht zusammen. Aber Gott und das Leben schon. Er hat alles geschaffen, dass es Bestand haben sollte; und was in der Welt geschaffen wird, ist heilsam

Lasst uns unseren Reichtum teilen. Talita kum.

Amen

